

# Die sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen

## Eine Modellskizze

Jürgen Gerhards

Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Am Reichspietschufer 50, D-1000 Berlin 30

**Zusammenfassung:** Emotionen sind eine Domäne psychologischer Forschung. Der Artikel versucht, eine genuin soziologische Perspektive auf das Feld der Emotionen zu entwickeln, indem in Form einer Modellskizze die sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen rekonstruiert werden. Emotionen werden als Ergebnis des Zusammenspiels der Systeme Organismus, Persönlichkeit, Sozialstruktur und Kultur begriffen. Die Rationalität der einzelnen vier Ebenen und das Verhältnis der Ebenen zueinander werden im Rückgriff auf existierende Theoriekonzepte, deren jeweils ‚brauchbare‘ Anteile herausgearbeitet werden, beschrieben. Im Fokus einer soziologischen Analyse stehen die Ebenen Sozialstruktur und Kultur. Diese werden mit Hilfe symbolisch-interaktionistischer und austauschtheoretischer Konzepte einer Emotionssoziologie näher bestimmt und aufeinander bezogen. Das vorgestellte Modell wird am Ende mit formulierten Standards für eine ‚gute‘ Theorie bewertet.

### 1. Vorbemerkung

Emile Durkheim hat in seiner klassischen Studie ‚Der Selbstmord‘ (1972) Hinweise gegeben, wie eine genuin soziologische Bestimmung von Emotionen möglich ist. Durkheim unterscheidet bekanntlich vier verschiedene Selbstmordhandlungen (egoistischer, altruistischer, anomischer und fatalistischer Selbstmord, wobei der letzte Typus nur in einer Fußnote erwähnt und nicht weiter erläutert wird) und setzt diese in einen ursächlichen Zusammenhang mit verschiedenen sozialen Beziehungskonstellationen. Soziale Bedingungskonstellationen auf der einen Seite und unterschiedliche Selbstmordhandlungen auf der anderen Seite werden vermittelt durch eine subjektive Motivationsebene in Form von subjektiven Befindlichkeiten. Emotionen bilden in dieser Modellkonstruktion das psychische Anschlußstück sozialstruktureller Bedingungen, sie übernehmen die Funktion einer intervenierenden Variable: Melancholie, Depression und Apathie sind das Ergebnis der Sozialbedingungen, die für den egoistischen Selbstmord typisch zu sein scheinen (vgl. Durkheim 1972: S. 339), „ein ruhiges Gefühl erfüllter

Pflicht“ (Durkheim 1972: S. 339) begleitet den altruistischen Selbstmord, Gereiztheit, Wut und Zorn sind emotionale Ergebnisse einer sozialen Unterregulation von Bedürfnissen, eine für den anomischen Selbstmord typische Ausgangskonstellation<sup>1</sup>.

Sicherlich ist die Unterscheidung der verschiedenen emotionalen Lagen nicht sehr differenziert und bleibt u. a. deswegen fragmentarisch, weil sie nicht aus einem theoretischen Zusammenhang entwickelt wird; immerhin aber entwickelt Durkheim eine Fragerichtung, die den Bereich der Emotionen in einen genuin soziologischen Blick nimmt: Welche sozialen Bedingungskonstellationen verursachen welche Emotionen, ist die von Durkheim thematisierte Leitfrage. Damit wird eine Perspektive eröffnet, die verspricht, unterschiedliche Emotionen durch verschiedene soziale Auslösungsbedingungen zu bestimmen und damit eine soziologisch fundierte Typologie der Emotionen zu entwickeln<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> In den ‚Regeln der soziologischen Methode‘ (1976) wird dieses Vorgehen zum Grundsatz erhoben: „Wir glauben nicht, daß man uns nach diesen Erklärungen noch vorwerfen kann, daß wir in der Soziologie das Innere durch das Äußere ersetzen wollen. Wir gehen von dem Äußeren aus, weil es als einziges unmittelbar gegeben ist, aber mit der Absicht, zu dem Inneren zu kommen“ (Durkheim 1976: 187). Eine Darstellung der Durkheimischen ‚Emotionssoziologie‘ findet sich in Gerhards (1988c).

<sup>2</sup> Das Feld einer Soziologie der Emotionen wird durch zwei Fragestellungen aufgespannt: Zum einen kann man Emotionen in der Position einer abhängigen Variable betrachten und nach den sozialen Bedingungen ihrer Entstehung fragen, was in den weiteren Ausführungen erfolgen soll. Zum anderen lassen sich Emotionen aber auch als ‚unabhängige‘ Variable analysieren. Dann ist nach der spezifischen emotionalen Konstruktion sozialer Wirklichkeit gefragt. Vorarbeiten zu dieser Perspektive finden sich in den Arbeiten Georg Simmels (vgl. die Interpretation in Gerhards 1986), gegenwärtig in den Arbeiten Randall Collins (1981). Systematisch wird diese Fragestellung an anderer Stelle entwickelt (vgl. Gerhards 1988).

Die folgenden Überlegungen verstehen sich als Fortsetzung dieser von Durkheim eingeschlagenen Sichtweise. Sie gelten dem Versuch, in Form einer Modellskizze die sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen zu rekonstruieren, und verstehen sich damit als ein Beitrag zu einer Soziologie der Emotionen.

Ein solches Unternehmen braucht glücklicherweise nicht bei Null anzufangen. Ich werde an die in den letzten 10 Jahren in der amerikanischen Soziologie entwickelten Ansätze einer Soziologie der Emotionen anknüpfen und hier vor allem auf den austauschtheoretischen Ansatz von Theodore D. Kemper (1978; 1978a; 1984) und die symbolisch interaktionistischen Konzepte (Hochschild 1979; 1983; Shott 1979; Clanton 1984) bezugnehmen. Beide theoretischen Entwürfe konkurrieren miteinander um das Ziel einer besseren Erklärung bzw. Deutung des Einflusses des Sozialen auf das Emotionale (vgl. zur Debatte Kemper 1980; 1981; Shott 1980). In dem hier vorgeschlagenen Modell soll versucht werden, beide Konzepte miteinander zu verknüpfen und in ein generalisierteres Modell zu integrieren. Das jeweils ‚Brauchbare‘ der beiden Theorien soll bilanziert, aufgegriffen und in einen einheitlichen Synthesezusammenhang ‚aufgehoben‘ werden.

Ein solcher Versuch braucht Kriterien, an denen und mit denen gemessen und dann entschieden werden kann, was als theoretisch brauchbar zu bezeichnen ist. Der Begriff Theorie wird in einem doppelten Sinne verwandt. Eine Theorie im weiteren Sinne eines Modells ist dann als brauchbar zu bezeichnen, wenn sie abstrakt genug formuliert ist, um möglichst viel an sozialer Wirklichkeit zu fassen, gleichzeitig aber die Weichen für eine Respezifizierung auf Theorien mittlerer Reichweite zu stellen vermag. Die paradox anmutende Forderung nach gleichzeitiger Generalisierung und Spezifizierung hat die Funktion, sowohl wirklichkeitsfremde Abstraktionen zu limitieren als auch theorielose Einzelperspektiven zu entgrenzen. Eine Theorie im engeren Sinne eines Zusammenhangs empirisch prüfbarer Hypothesen ist dann als brauchbar zu bezeichnen, wenn es ihr gelingt, Erklärungen von sozialen Phänomenen zu erbringen, die sich in Form von ‚Wenn . . . , dann . . .‘ Aussagen formulieren lassen. In diesem Sinne sind Hypothesen wertvollere Aussagen als deskriptive Aussagen.

Solche Standards vorausgesetzt, geht es im folgenden um eine Modellskizze mittels Synthesebildung. Ich werde dabei induktiv vorgehen, bei den

vorliegenden Ansätzen beginnend und von dort zunehmend abstrahierend auf ein integriertes Modell hinarbeiten. Dabei haftet den Ausführungen zwangsläufig der Charakter eines Glasperlenspiels an, da der für die Sozialwissenschaft letztlich relevanteste Referenzgesichtspunkt der Beurteilung von Theorien – soziale Wirklichkeit – hier nicht mit in Betracht gezogen werden kann. Dies liegt ganz einfach daran, daß mit dem hier vorgeschlagenen Modell keine empirischen Forschungen durchgeführt wurden. Gleichwohl ließe sich aber durch eine Reinterpretation durchgeführter Studien eine gewisse empirische Plausibilität für die hier vorgeschlagene Skizze erzeugen; der begrenzte Raum, der hier nur zur Verfügung steht, macht es nicht möglich, dies zu zeigen<sup>3</sup>.

Nach diesen notwendigen Vorbemerkungen können wir zum eigentlichen Thema kommen.

## 2. Das Modell

*Emotionen als eine positive oder negative Erlebnisart eines Subjektes entstehen im Zusammenspiel der vier Systeme Organismus, Persönlichkeit, Sozialstruktur und Kultur. Die Deutung sozialstruktureller Bedingungen und kultureller Deutungsmuster durch psychische Systeme, manchmal zugleich mit einer physiologischen Aktivierung verbunden, lassen Emotionen entstehen.* Dies ist die hier vertretene und zu plausibilisierende These eines Modells der Entstehung von Emotionen. Jede der vier Ebenen und das Verhältnis der Ebenen zueinander läßt sich nun genauer spezifizieren.

### a) Persönlichkeit

Im Fokus der Analyse von Emotionen stehen also Subjekte bzw. in systemtheoretischer Terminologie: psychische Systeme und deren Gefühlslage und Gefühlsäußerung, die durch wertende Prozesse von Situationen ausgelöst werden. Gefühlslage und Gefühlsäußerung müssen nicht übereinstimmen, beide können gegeneinander variieren. Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich vor allem auf eine Diskussion der Entstehungsbedin-

<sup>3</sup> Ich habe an anderer Stelle versucht, das hier vorgeschlagene Modell auf folgendes empirisches ‚Material‘ zu beziehen und damit zu plausibilisieren: 1. Eifersucht im interkulturellen Vergleich. 2. Geschlechtsspezifische Unterschiede bezüglich Depressivität. 3. Objektive und subjektive Wohlfahrt. 4. Sympathie und Antipathie (vgl. Gerhards 1988).

gungen von Gefühlslagen. Aus der Lektüre symbolisch-interaktionistischer Texte kann man wissen, daß psychische Systeme auf der Grundlage von internen Interaktionsprozessen funktionieren (vgl. Blumer 1973). Jede Bezugnahme auf ein Objekt läuft im Prozeß des sich ‚Selbst-Anzeigens‘, in dessen Verlauf das Objekt als Resultat eines Interaktionsprozesses eine Bedeutung erhält. Was für die sozialen Tatbestände im generellen gilt, gilt auch für die Emotionen: Sie ergeben sich nicht reflexartig aus sozialstrukturellen Bedingungen, kulturellen Regeln oder Impulsen des Organismus, sondern immer nur aus der Interpretation dieser Bedingungen durch die Akteure (vgl. Shott 1979: 1330; Averill: 1979). Empirischer Bezugspunkt der Untersuchung von Emotionen können nur die Bedeutungsstiftungen der Akteure sein. Erst die bewertende Wahrnehmung (Lazarus 1982), erst die Definition der Situation durch die Betroffenen hat Einfluß auf die Entstehung von Emotionen. Ob die Handlung eines Gegenüber letztendlich als Bedrohung interpretiert, ein Zulächeln als Zuwendung verstanden, ein schmeichelhafter Kommentar als Statusaufwertung gedeutet wird, hängt nicht von den kommunikativen Handlungen an sich ab, sondern von den damit verbundenen Bedeutungen der Interpreten. Ausgangspunkt der Entstehung von Emotionen sind die Definitionen der Akteure; eine Soziologie der Emotionen muß die vom symbolischen Interaktionismus geltend gemachte Forderung der Akteurbezogenheit jeder soziologischen Theorie ernst nehmen und aufgreifen.

Daß sich Emotionen erst im Deutungsprozeß von Sozialstruktur, Kultur und Organismus durch die fühlenden Subjekte ergeben, wird besonders dann deutlich, wenn Akteure Diskrepanzen zwischen normativen Gefühlserwartungen und eigenen Befindlichkeiten antizipieren. Dadurch wird in der Regel ein Prozeß der Umdeutung angestoßen, den Arlie Hochschild (1979) mit dem Begriff der Emotionsarbeit umschrieben hat. Emotionsarbeit meint Versuche von fühlenden Akteuren, das eigene Empfinden und den Ausdruck der Empfindungen den wahrgenommenen sozialen Erwartungen des richtigen Empfindens anzupassen mit dem Ziel, ‚beide Seiten‘ miteinander in Einklang zu bringen<sup>4</sup>.

<sup>4</sup> Daß sich Emotionsarbeit lernen läßt und für manche Berufe konstitutiver Bestandteil der Berufsrollendefinition ist, hat Hochschild in ihrer Studie über die Emotionsarbeit von Stewardessen gezeigt (Hochschild 1983; vgl. auch Dunkel 1988; Gerhards 1988b).

Daß Emotionen durch das Nadelöhr der Bedeutungsanreicherung durch die Subjekte laufen, besagt auch, daß sie weder durch physiologische noch durch soziale Parameter determiniert sind. Die sozialen und physiologischen Bedingungen wirken handlungsprägend, sind aber selbst keine handlungsfähigen Systeme (vgl. zur Unterscheidung der beiden Systemtypen, Schimank 1985). Sie engen Spielräume ein, ohne zu determinieren. Dies bedeutet, daß Emotionen sich letztendlich nicht eindeutig erklären lassen, ihre Entstehung ist immer kontingent. Die Freiheitsgrade, die durch die Tatsache ins Spiel kommen, daß sich die physiologischen und sozialen Bedingungen der Entstehung von Emotionen ähnlich wie alles Soziale an der Struktur der Persönlichkeitssysteme brechen, lassen sich nicht analytisch reduzieren.

Die These von der Notwendigkeit eines Akteurbezugs einer Theorie der Emotionen grenzt sich innerhalb soziologischer Konzepte der Entstehung von Emotionen gegen den austauschtheoretischen Ansatz von Theodore D. Kemper ab. Die Kempersche These, die ich weiter unten noch genauer diskutieren werde, daß spezifische Macht- und Statuskonstellationen zwischen Akteuren zu unterschiedlichen Emotionen führen, läßt sich so nicht halten. Nicht Status und Macht strukturieren soziale Zusammenhänge, die dann Emotionen auslösen, sondern die Interpretation von Situationen, die u. a. in den Kategorien Macht und Status erfolgen können.

Allein, auch psychische Systeme weisen eine Logik und Struktur auf, die sich als Gewordene zum Teil entschlüsseln läßt. Psychische Systeme sind das Resultat eines Entwicklungsprozesses der symbolischen Aneignung der Umwelt, der die schematische Aneignung der äußeren Natur (Piaget), die Ausbildung von Schemata der Aneignung der symbolischen Welt von Verhaltenserwartungen und Werten (Mead) und die Bewältigung der inneren Natur (Freud) umfaßt. Auch psychische Systeme sind sinnhaft strukturiert, entstehen in der Antizipation des Bildes, das die anderen von einem konstruieren (looking glass self) und enthalten Vorstellungen über persönliche Fähigkeiten und Ziele, über die eigene Körperlichkeit, die Moralität und die soziale Stellung in einem Sozialgefüge. Mögen die Prinzipien und Schemata der Entwicklung der Weltaneignung eine generalisierbare Logik und Regelmäßigkeit aufweisen, so läßt sich über das Resultat, die Herausbildung von Identität sagen, daß sie als Ergebnis einer Entwicklung komplexer Wechselwirkungen doch jeweils eine Einzigartigkeit im Sinne von Individualität darstellt. Ein solch idiosynkratisches Moment muß auch bei der Erklärung der Entstehung von Emotionen in Rechnung gestellt werden. Bei aller Determinierung durch sozialstrukturelle, kulturelle und physiologische

Bedingungen muß ein Mehrwert an idiosynkratischer Anreicherung beachtet werden. Zwar läßt sich auch dieser zum Teil rekonstruieren und erklären, aber das – und dies läßt sich nur wissenschaftssoziologisch legitimieren – fällt in den Aufgabenbereich der Psychologie.

Halten wir also fest: 1. Bezugspunkt der Analyse von Emotionen sind die Bedeutungsstiftungen von psychischen Systemen. 2. Bei der Analyse der Entstehungsbedingungen von Emotionen müssen die weder aus sozialen noch aus physiologischen Bedingungen ableitbaren Faktoren, die sich aus der spezifischen Persönlichkeitsstruktur ergeben, in Rechnung gestellt werden. 3. Allerdings steht deren Analyse nicht im Fokus einer soziologischen Untersuchung; innerhalb des Sinnzusammenhangs ‚Soziologie‘ werden sie als Umweltdatum hingenommen. Von einer solchen Bestimmung des psychischen Systems ausgehend lassen sich nun Schritt für Schritt die anderen Faktoren, die bei der Entstehung von Emotionen eine Rolle spielen, einspielen und dazu in Beziehung setzen. Beginnen wir mit der Diskussion der Bedeutung der Physiologie für die Entstehung von Emotionen.

#### b) Organismus

Auch für den Organismus gilt, daß er zwar nicht in den Analysezusammenhang der Soziologie gehört, aber als Umweltparameter Berücksichtigung finden muß. Entsprechend können hier nicht Logik und Struktur des biologischen Systems des Organismus interessieren, sondern allein dessen Output an Sinnsysteme bzw. der Input, den er von Sinnsystemen erhält. Die Physiologie kann bei der Entstehung von Emotionen auf grundsätzlich zwei Arten ins Spiel kommen:

1. Physiologische Erregung (woraus und warum auch immer entstanden) wird vom Persönlichkeitssystem wahrgenommen und dann unter Einfluß idiosynkratischer Momente und sozialstruktureller und kultureller Definitionen interpretiert. Die diffuse Erregung wird so sinngemäß spezifiziert. Gemeint sind hier Formen der Attribuierung von zuerst existierenden physiologischen Erregungen, wie sie im Anschluß an das Experiment von Stanley Schachter und Jerome Singer (1962) immer wieder in der Psychologie diskutiert worden sind (vgl. Valins: 1966; Pennebaker: 1980; Reisenzein: 1983). Die Wirkungskette läßt sich dabei wie folgt rekonstruieren: der Organismus ist ein System *sui generis*, das unter anderem Output in Form einer diffusen Erregung an das Bewußtsein abgibt. Wahrscheinlich muß dieser, sich aus der Eigenlogik der Physiologie ergebende Output einen gewis-

sen Grenzwert überschreiten, bevor er wahrgenommen wird und zur Suche nach Interpretationen motiviert. Die dann in Gang gesetzte Interpretation läßt sich als Zusammenspiel der Sinnsysteme Persönlichkeit, Sozialstruktur und Kultur begreifen und rekonstruieren.

Ein fiktives Beispiel mag dies näher erläutern: eine als unangenehm wahrgenommene Erregung kann durch sozialstrukturelle Bedingungen gestützt und durch eine entsprechende Kultur angeleitet immer der Ehefrau als Auslöser angelastet werden, so daß Ärger und Wut über sie entstehen. Die physiologische Erregung bildet hier nur die Motivation, die diffuse Erregung in ihrer Ursache zu erklären. Sie wird in diesem Falle so interpretiert, daß eine soziale Situation, eine Interaktionsstruktur konstruiert wird, die dann als Auslöser für die Erregung interpretiert wird. Daß man die konstruierte Interaktionsstruktur genauer mit Hilfe der Dimensionen Macht und Status und unter Berücksichtigung kultureller Deutungssysteme zu bestimmen vermag, braucht an dieser Stelle nicht weiter zu interessieren.

Die Physiologie bildet allein das *Movens* zur Suche nach Interpretationen. Die Deutungen selbst sind sinnhaft strukturiert. Da ein direkter und spezifischer Zusammenhang zwischen physiologischen Parametern und spezifischen Emotionen bis heute nicht nachgewiesen werden konnte, ein direktes Durchschlagen biologischer Faktoren in sinnhafte Dimensionen offensichtlich nicht stattfindet, ist von der Vorstellung einer diffusen Erregung auszugehen, die immer sinnhaft transponiert und bearbeitet werden muß. Ist das sinnhafte Element bei der Entstehung von Emotionen eine notwendige Bedingung, so gilt dies nicht für die physiologische Erregung. Die Arbeiten von Bernhard Weiner (zusammenfassend: 1982) haben deutlich gezeigt, daß es allein der Interpretation und Attribution von Situationen bedarf, um Emotionen auszulösen, nicht aber einer physiologischen Erregung.

2. Bildet in dem gerade erläuterten Fall der Organismus das auslösende Moment zur Interpretation und damit zur Entstehung von Emotionen, so zeichnet sich die zweite Möglichkeit der Verquickung zwischen Sinnsystemen und biologischem System durch die umgekehrte Wirkungsreihe aus. Emotionen entstehen als Resultat der Interpretation von sozialen Situationen, angereichert um eine kulturelle und personale Komponente; dies kann dann im zweiten Schritt zu einer physiologischen Erregung führen, die dann ihrerseits, wenn sie das Nadelöhr der Interpretation durchlaufen hat, auf die emotionale Befindlichkeit einwirkt. Beide hier skizzierten Fälle des Zusammenspiels von Organismus und Sinnsystemen kommen empi-

risch vor. Auch wenn für beide Fälle gilt, daß erst die Übersetzung der physiologischen Dispositionen in sinnhafte Bewußtseinsqualitäten Emotionen auslösen, so muß umgekehrt betont werden (um das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten), daß Emotionen im Vergleich zu anderen Bewußtseinsprozessen weit stärker physiologisch verankert sind. Die hormonelle Steuerung der Emotionen ist im Vergleich zur Mikroelektronik der Kognitionen zwar unspezifisch diffus ist, zugleich aber in den Bereich des Sinnhaften in dem Sinne durchschlagender, als die physiologische Erregung als Aufforderung gilt, den Impuls sinnhaft zu spezifizieren (vgl. Voigt und Fehm 1983). Der physiologische Imperativ, daß etwas passieren muß, im Sinne einer Aufforderung, den Impuls zu interpretieren und zu attribuieren, ohne zugleich das ‚wie‘ anzugeben, ist das Besondere des Emotionalen.

Was lohnt für ein Modell einer Soziologie der Emotionen aus der Diskussion der Physiologie festgehalten zu werden? 1. Impulse können bei der Entstehung von Emotionen eine Rolle spielen, müssen dies aber nicht. 2. Kommen sie ins Spiel, so müssen sie vermittelt einer sinnhaften Interpretation ins Bewußtsein transponiert werden, damit sie als Emotionen in das Bewußtsein treten können. 3. Physiologische Erregung kann sich zum einen aus der Eigenlogik des Organismus ergeben und dadurch zur sinnhaften Verarbeitung auffordern, sie kann sich zum zweiten aus der sinnhaften Interpretation von Situationen ergeben und dann über eine ‚feed-back-Schleife‘ auf die Entstehung von Emotionen einwirken. 4. Ist eine physiologische Erregung bei der Entstehung von Emotionen im Spiel, so wirkt sie auffordernd, im Sinne eines Imperativs zu einer interpretativen Verarbeitung. 5. Der Organismus ist ein nicht-sinnhaft organisiertes System; die Analyse des physiologischen Outputs für die Entstehung von Emotionen steht nicht im Fokus soziologischer Analyse; in deren Kontext wird er als Umweltdatum hingenommen.

Für den Organismus gilt also Ähnliches wie für das Persönlichkeitssystem: Beide stehen nicht im Fokus der eigentlich soziologischen Analyse. Die Analyse der organistischen Bedingungen der Entstehung von Emotionen ist Sache der Physiologie, die Rekonstruktion der idiosynkratischen Momente bei der Entstehung von Emotionen fällt in den Aufgabenbereich der Psychologie. Im Fokus soziologischer Analyse stehen die Sinnzusammenhänge Sozialstruktur und Kultur. Wie beide bei der Entstehung unterschiedlicher Emotionen mitwirken, soll im folgenden im Rückgriff auf die sozialstruk-

turelle Theorie Kempers und die symbolisch-interaktionistischen Ansätze erläutert werden.

### c) Sozialstruktur

Die Theorie Kempers läßt sich als sozialstrukturelle Theorie der Emotionen lesen<sup>5</sup>. Zur Bestimmung dieser Ebene liegt damit ein ausgefeiltes Theoriekonzept vor, das aber zugleich an einigen Stellen einer Revision, Einschränkung und gleichzeitigen Erweiterung bedarf.

Die Ebene der Sozialstruktur läßt sich mit den Dimensionen Macht und Status, die sich nach Kemper nach einer Durchsicht einer Fülle von empirischen und theoretischen soziologischen Arbeiten als Basisdimensionen des Sozialen herauschälen, näher beschreiben (vgl. Kemper 1978: 26–42 und 368–389; 1978a: 32f.). Macht und Status stellen zwei unterschiedliche Weisen dar, wie die gesellschaftlich notwendige, wechselseitige Orientierung der Handelnden aneinander gewährleistet werden kann. Unterscheidungskriterium zwischen der Macht- und der Statusdimension ist das Merkmal der Freiwilligkeit bzw. Unfreiwilligkeit der Orientierung an den Wünschen des anderen. Macht meint im Anschluß an Max Weber die Chance, eine Orientierung des Handelns des anderen an den eigenen Bedürfnissen und Wünschen zu erreichen, auch wenn dieser dies nicht freiwillig tut. Die Statusdimension steht für die freiwillige, zwanglose Gewährung von Gunstbeweisen, Belohnungen und Privilegien, die inhaltlich nicht bestimmt, unterschiedliche Währungen einnehmen können, „for example, help, assistance, counsel and advice, an admiring glance or word, a kiss, a word of encouragement, a cash payment, combat on A's side when A is at war with C, and so on“ (Kemper 1978: 379). Bilden Macht und Status die beiden fundamentalen Dimensionen des Sozialen, so können alle Interaktionen zwischen zwei Akteuren im sozialen Raum aufgespannt durch die beiden Dimensionen lokalisiert werden. Emotionen bilden dann die entsprechenden Korrelate zu den Positionen im sozialen Raum.

<sup>5</sup> Die beiden Ebenen Sozialstruktur und Emotionen werden von Kemper noch um eine dritte Ebene der Physiologie ergänzt. Die soziophysiologicalen Überlegungen Kempers sind veraltet und widerlegt, werden deswegen auch hier ausgeblendet. Da die Soziophysikologie Kempers aber ein abtrennbarer Appendix der sozialstrukturellen Theorie darstellt, tut dies dem soziologischen Kern der Theorie keinen Abbruch.

Geht man von einem Modell einer einfachen dyadischen Beziehung aus, das durch die beiden Dimensionen Macht und Status bestimmt ist, so lassen sich vier Teildimensionen unterscheiden: Die Macht Egos und die Macht Alters, der Status Egos und der Status Alters. Sowohl die Macht- und Statusposition Egos als auch die von Alter kann in der Position der Adäquanz, der Insuffizienz oder der Exzessivität gelagert sein. Nimmt man als zusätzliches Kriterium der Unterscheidung noch hinzu, ob Ego oder Alter die Verantwortung für die Macht- und Statusverteilung hat (Ego oder Alter als ‚agency‘), dann ergibt sich ein komplexes Modell der Beschreibung von Sozialbeziehungen, wobei die jeweilig unterschiedlichen Kombinationen verschiedene Gefühle hervorbringen. Es steht hier nicht der Raum zur Verfügung, das Gesamtmodell in seinen Verästelungen zu skizzieren. Stattdessen soll exemplarisch an vier Emotionen die Logik der Argumentation kurz dargestellt werden.

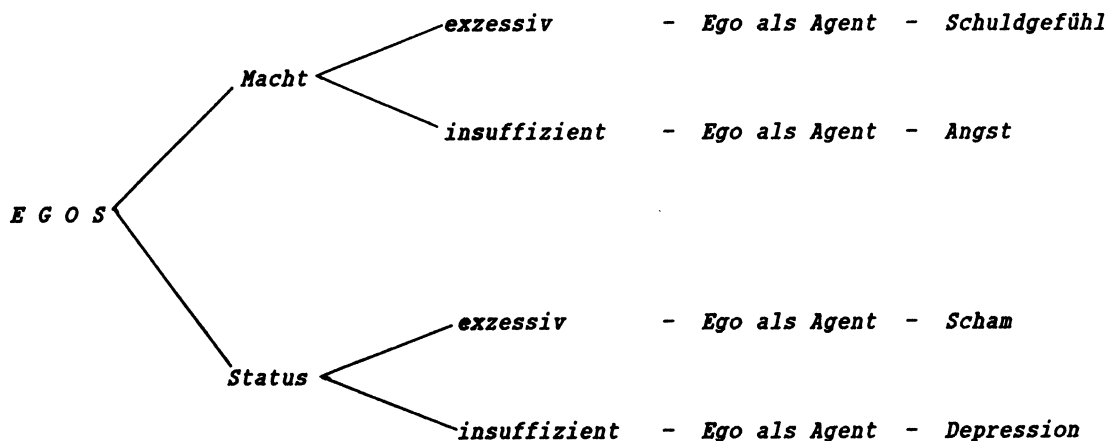
Verfügt Ego über ein Zuviel an Machtressourcen und rechnet er sich dies selbst zu, so ist das entsprechende Gefühl, das entsteht, ein *Schuldgefühl*. Verfügt Ego über zu wenig Machtressourcen und ist er für dieses Defizit selbst verantwortlich, so entsteht für ihn ein Gefühl der *Angst* und der *Furcht*. Erhält Ego mehr Anerkennung, als ihm zusteht, und ist er zugleich dafür selbst verantwortlich, dann empfindet Ego *Scham*. Ego wird von Alter hervorgehoben, obwohl er dies nicht verdient hat. *Depression* ist die emotionale Befindlichkeit, die dann entsteht, wenn Ego zu wenig Anerkennung und Status erhält und dafür selbst verantwortlich ist. Der Tod eines Geliebten, die

Zurückweisung durch Menschen, die einem wichtig sind, sind Beispiele. Freuds Beschreibung der Depression als Resultat eines Objektverlustes deckt sich mit der Kemperschen Systematik.

Kemper glaubt, mit diesem Katalog an verschiedenen Kombinationen von Macht- und Statusbeziehungen zwischen Ego und Alter, von dem hier nur ein Ausschnitt vorgestellt werden konnte, alle möglichen Emotionen aus einer soziologischen Perspektive bestimmen zu haben.

Folgende Einschränkungen und Erweiterungen der Kemperschen Theorie sind vonnöten:

1. Kempers Unterstellung, daß Status und Macht als die beiden fundamentalen Dimensionen des Sozialen unmittelbar Emotionen auslösen, ist nicht haltbar und kommt einer Reifikation von Sozialstruktur gleich. Man kann diese überwinden, wenn man die sozialstrukturellen Ansätze in ein Modell integriert, das die Überlegungen, die bereits über die Bedeutung der Physiologie und der Persönlichkeit bei der Entstehung von Emotionen angestellt wurden, und die Thesen zur Kulturdimension, die noch zu entwickeln sind, berücksichtigt. Das sozialstrukturelle Konzept wird damit in seinem Anspruch limitiert und zugleich um neue Dimensionen erweitert. Konkret heißt das: a) Nicht Status und Macht strukturieren soziale Zusammenhänge, sondern die Interpretation von sozialen Situationen in den Dimensionen Macht und Status. b) Interpretierte Sozialstruktur muß, will sie zur Erklärung der Entstehung von Emotionen herangezogen werden, ergänzt werden um die durch das Persönlichkeitssystem ins Spiel gebrachten idio-



Schema 1 Sozialstruktur und Emotionen (Beispiele).

synkratischen Momente, um kulturelle Definitionen von Emotionen und in einigen Fällen um das Moment der physiologischen Erregung.

Sind mit den beiden ersten Punkten die Rahmenbedingungen der Einbettung der sozialstrukturellen Theorie in einen größeren Theoriezusammenhang skizziert, so läßt sich die Analyse der Dimensionen der Sozialstruktur selbst noch weiter konkretisieren<sup>6</sup>. Gestaltet man den Entwurf Kempers offen und als ersten Versuch der Analyse von Sozialstruktur in Beziehung zu Emotionen, so läßt er sich um weitere Variablen zur Bestimmung von Sozialbeziehungen mit Einfluß auf die Entstehung von Emotionen ergänzen.

2. Eine Interpretation der Simmelschen Texte kann zeigen, daß soziale Distanz als Variable zur Bestimmung von Emotionen berücksichtigt werden muß (vgl. Simmel 1983; dazu Gerhards 1986). Ein unterschiedliches Maß an sozialer Distanz zwischen Interaktionspartnern entscheidet mit über die Frage, ob eine Situation schamauslösend ist oder nicht. Scham läßt sich mit Kemper als Gefühl beschreiben, das entsteht, wenn ein Handelnder mehr Status verlangt oder erhalten hat, als er verdient hat. Rechnet der Handelnde seinem eigenen Selbst den gescheiterten Statusanspruch zu, dann fühlt der Handelnde Scham. Neben der antizipierten Statusdiskrepanz entscheidet aber auch das Nähe- bzw. Distanzverhältnis zwischen den Interaktionspartnern, ob der Handelnde Scham empfindet oder nicht. Sowohl im Falle hoher Distanz zwischen den Interaktionspartnern als auch bei hoher Intimität zwischen den Handelnden ist die Wahrscheinlichkeit des Schamempfindens geringer als im Falle der mittleren Distanz (vgl. Gerhards 1986).

<sup>6</sup> Dabei ist zu beachten, daß eine weitere Auffächerung der Sozialstruktur nur dann sinnvoll ist, wenn sich daraus eine weitere Zergliederung des Emotionalen ableiten läßt. Welche Inhalte Status- und Machthandlungen nun im einzelnen besitzen, hängt vom jeweiligen empirischen Fall ab. Eine Modellbildung einer Soziologie der Emotionen braucht auf die unterschiedlichen Inhalte keine Rücksicht zu nehmen, solange bei verschiedenen Inhalten, die aber in der gleichen Macht- und Statusdimension beschrieben werden können, dieselben Emotionen entstehen. Dieser Hinweis scheint mir wichtig zu sein, da in Diskussionen und von Kritikern des Konzepts (so auch von dem anonymen Gutachter dieses Aufsatzmanuskripts) häufig darauf hingewiesen wird, daß es neben Macht und Status noch ganz andere Dimensionen des Soziallebens gibt. Meist lassen sich diese Dimensionen aber in die ‚inhaltsleeren‘ Kategorien Macht und Status übersetzen.

Distanz hat die Funktion einer intervenierenden Variable und spezifiziert die Fälle, in denen Handelnde überhaupt soziale Beziehungen in der Statusdimension interpretieren. Sie stellt insofern eine Ergänzung der Status/Macht-Matrix dar, als sie die Wenn-Komponente in Kempers These ‚Wenn Handelnde soziale Beziehungen in den Kategorien von Macht und Status interpretieren, dann ...‘ näher spezifiziert. Das scheint mit allerdings nicht nur für die Statusdimension zu gelten, sondern auch für die Machtdimension. Auch hier gilt, daß bei hoher und geringer Distanz zwischen den Interaktionspartnern entweder die einzelne Handlung für das Beziehungsgefüge folgenlos ist, da keine weiteren Interaktionen stattfinden, oder deren Bedeutung dadurch geschmälert und reduziert wird, daß im Kontext einer geschichtsreichen und fest definierten Beziehungsstruktur eine einzelne Handlung nur wenig Veränderung zu erzeugen vermag. Auch hier scheint der mittlere Bereich sozialer Distanz eine Interpretation der Beziehung in der Machtdimension zu begünstigen.

3. Neben sozialer Distanz kann man den Bereich zusätzlich wirksamer Variablen noch um weitere vergrößern und ergänzen, indem man Ergebnisse der Bestimmung der Entstehung von Macht und Status einspielt. Richard M. Emerson (1962) definiert das Maß an Macht von Ego über Alter als umgekehrt proportionales Verhältnis zur Abhängigkeit Egos von Alter. Das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Alter und Ego kann aber durch vier Variablen verändert werden: 1. Alter verliert das Interesse an den Ressourcen, die Ego bis dahin für Alter zur Verfügung gestellt hatte und von Alter angestrebt wurden. 2. Alter hat Alternativen der Beschaffung der Ressourcen, die er bis dato von Ego erhalten hatte. 3. Egos Interesse an Ressourcen, über die Alter verfügt, haben sich vergrößert.

4. Egos Ressourcenbeschaffungsalternativen zu Alter werden geringer, so daß Ego mehr von den Ressourcen Alters abhängig wird.

Ändern sich also die ‚Terms of trade‘ der Austauschverhältnisse zwischen Ego und Alter, so ändern sich die Abhängigkeits- und damit die Machtverhältnisse zwischen Ego und Alter. Die spezifische Machtkonstellation zwischen Interaktionspartnern entscheidet aber nun mit über den emotionalen Output, der aus den Situationen resultiert. Die jeweiligen Veränderungen der Austauschverhältnisse lassen sich als intervenierende Variable der Bestimmung der Machtkonstellationen und damit des emotionalen Outputs interpretieren.

4. Auf eine weitere Möglichkeit der Erweiterung der Kemperschen Theorie möchte ich kurz eingehen. Die Dimensionen Macht und Status beziehen sich auf ein relatives Maß von Macht und Status zwischen zwei Akteuren. Kemper unterstellt implizit, daß sich der Vergleichsmaßstab aus dem faktischen Verhältnis der Interaktionspartner zueinander ergibt. Aus der Literatur zur Bezugsgruppentheorie aber kann man wissen, daß neben der realen Mitgliedschaftsgruppe häufig frühere, zukünftige oder imaginierte Bezugsgruppen als Vergleichsmaßstab zur eigenen Positionsbestimmung herangezogen werden (vgl. für einen Überblick zur Bezugsgruppentheorie Gukenbiehl: 1980). Bedeutungen, Normen und Werte von Bezugsgruppen bestimmen die Interpretationen der Position der Akteure innerhalb eines Status- und Machtgefüges. Für emotionssoziologische Arbeiten ergibt sich daraus die Forderung, das jeweilige Referenzsystem zur Bestimmung von Sozialpositionen zu beachten, weil sich erst von hier aus die emotionalen Effekte richtig einschätzen lassen.

5. Das Grundkonzept der Kemperschen Theorie ist mit der Bezugnahme auf einfache Ego/Alter-Situationen eher sozialpsychologisch gehalten. An diese Dekomposition der Mikroebene lassen sich aber weitere soziologische Kategorien bis hin zu makrosoziologischen Fragestellungen anbinden. Der Verweis auf die Bezugsgruppentheorie zeigt eine solche Möglichkeit, der Anschluß an das Netzwerkkonzept wäre eine weitere Perspektive<sup>7</sup>. Über welche Macht- und Statusressourcen Menschen verfügen, hängt entscheidend von ihrer Einbettung in soziale Netzwerke ab. So erweist sich z. B. ein aus vielen schwachen Beziehungen (weak ties) bestehendes und gering verdichtetes Netzwerk mit Beziehungen zu heterogenen Positionen als funktional zur Informationsbeschaffung z. B. über frei werdende Stellen auf dem Arbeitsmarkt oder für einen möglichst direkten und guten Kontakt zu Institutionen der medizinischen Versorgung (vgl. Granovetter 1974; Salloway und Dillon 1973). Die Verfügung über Informationen wiederum kann man als Machtressource qualifizieren, deren ‚Besitz‘ zu einer Reduzierung von Angstgefühlen bezüglich einer unsicheren Zukunft führen kann. Umgekehrt vermögen multiplexe, dichte und aus strong ties bestehende Freundschaftsnetzwerke besser Zuneigung, Anerkennung und persönliche

Bestätigungen zu vermitteln, so daß sich z. B. Statuseinbrüche und damit verbundene depressive Störungen nach einem Herzinfarkt besser abfedern lassen (vgl. bezüglich der Bedeutung von Ehebeziehungen Badura et al. 1983). Ohne hier den Zusammenhang zwischen netzwerktheoretischen Überlegungen und einer Emotionssoziologie genauer diskutieren zu können, sollte eines aber deutlich geworden sein. Die Beschreibung von Mikrosituationen mit Hilfe der Begriffe von Macht und Status bildet nur den ersten Schritt. An diese Dekomposition der kleinsten Einheit lassen sich weitere Kategorien bis hin zu Makrostrukturbeschreibungen systematisch anbinden.

Lassen sich all diese Bedingungen als intervenierende Variablen verstehen, die auf die spezifische Macht- und Statuskonstellation einwirken, so ergänzt Kemper selbst die Status-/Macht-Matrix um die Variablen verantwortlicher Akteure und dritter Interaktionspartner. Bedenkt man weiterhin, daß Akteure häufig gleichzeitig die eigene Machtposition und den eigenen Status und die Macht und Statusausstattung des Gegenüber interpretieren, woraus sich Mischformen von Emotionen ergeben, bedenkt man auch, daß sich Interaktionen immer im Fluß befinden, Sozialstruktur also ständigen Wandlungen durch Interaktionen unterworfen ist, so daß sich auch die emotionalen Befindlichkeiten der Akteure ständig ändern, dann sieht man, daß das zu Beginn recht einfach wirkende austauschtheoretische Modell doch einen hohen Grad an Differenziertheit erreicht. Dieser erhöht sich, wird aber zum Teil durch Konkretisierungen auch reduziert, wenn man die Dimension der Sozialstruktur um eine kulturelle Dimension erweitert.

#### d) Kultur

Wir hatten bei der Bestimmung der Bedeutung des Persönlichkeitssystems bereits auf die interaktionistischen Konzepte zurückgegriffen, gleichsam das interaktionistische Moment des Ansatzes stark gemacht. Im folgenden soll auf das Symbolische des symbolischen Interaktionismus zurückgegriffen werden. Der Zentralbegriff, der die Wirksamkeit des Sozialen, vermittelt über den Aktorbezug, auf den Bereich der Emotionen zu fassen versucht, ist der der „feeling rules“ (vgl. Hochschild 1979). Nicht sozialstrukturelle Bedingungen, sondern Gefühlsregeln im Sinne von normativen, situativen Regeln des richtigen Fühlens konstituieren Emotionen, so die gegen Kemper gerichtete These.

Gefühlsregeln sind Deutungsmuster, meist über die Sozialisation vermittelt und über Formen der

<sup>7</sup> Diesen Hinweis und weitere sehr nützliche Kommentare zu dem hier veröffentlichten Aufsatz verdanke ich Bernhard Badura.



sozialen Kontrolle stabilisiert, die festlegen, was und wie in welchen Situationen gefühlt und zum Ausdruck gebracht werden soll<sup>8</sup>. Dabei beziehen sich die normativen Emotionscodes zum einen auf die Qualität der Emotionen (welche Emotion wird in welcher Situation erwartet), zum zweiten auf die Intensität (wie stark soll man sich ärgern, traurig sein etc.) und zum dritten auf die Dauer der erwarteten Emotion (ob nur situativ oder an eine, die Situation überspringende Rolle gebunden) (vgl. Hochschild 1979: 564; Thoits 1985: 224).

Die Geltung von Emotionsnormen wird in der Interaktion produziert und immer wieder reproduziert: Die Ehefrau mahnt ihren Mann, daß er bei der Beerdigung ihres Bruders nicht genug Trauer gezeigt hat, die Mutter sagt ihrem kleinen Sohn, er solle sich schämen, nackt durch die Wohnung zu laufen, Friedensbewegte können nicht verstehen, daß andere angesichts der atomaren Bedrohung keine Angst haben. All diesen Beispielen liegen implizit oder explizit formulierte Normen des richtigen, situativen Fühlens und des Ausdrucks der jeweiligen Gefühle zugrunde. Erst in der Abweichung von der jeweiligen Gefühlsnorm und in der folgenden Ermahnung und Sanktion wird die Regel des Fühlens deutlich. Ähnlich wie für normative Erwartungen generell, gilt auch für den Fall der Gefühlsregeln, daß sie je nach Situation, Gesellschaft oder Schicht unterschiedlich sind und damit unterschiedliches Fühlen konstituieren<sup>9</sup>.

Symbolisch-interaktionistische Ansätze einer Emotionssoziologie verstehen sich selbst als eine Alter-

native zu dem sozialstrukturellen Ansatz von Kemper, lassen sich aber im Grunde mit diesem verquicken. Wir hatten bei der Diskussion der beiden Ebenen Persönlichkeit und Sozialstruktur bereits gesehen, daß sich die vom Interaktionismus geltend gemachte These, daß sich Emotionen allein durch die Konstruktionsleistungen der Akteure konstituieren, als Revision und Ergänzung, nicht aber als Falsifizierung der Kemperschen Theorie deuten läßt: Nicht Status und Macht produzieren Emotionen, sondern allein die Deutung von sozialer Wirklichkeit u. a. in den Dimensionen Status und Macht. Auf ähnliche Weise läßt sich auch das Konzept der Emotionsregeln integrieren.

Die Emotionssoziologie Kempers erklärt die Entstehung von Emotionen aus den Strukturbesonderheiten von Interaktionen. Der Einfluß einer normativen, kulturellen Codierung von Situationen und Emotionen wird hier ausgeblendet. So interpretiert Kemper die Trauer bei einer Beerdigung als aus einer spezifischen Beziehungssituation entstanden (Kemper 1978: 315), *gleichzeitig* mögen Trauernde aber auch Trauer fühlen, weil es kulturell so vorgeschrieben ist, bei dem Tod eines Freundes oder Verwandten Trauer zu fühlen. Beide Ebenen konstituieren *zusammen* das Emotionale. Dabei ist theoretisch offen, ob sich Emotionsregeln und die durch die Sozialstruktur ausgelösten Emotionen in einem Verhältnis der Übereinstimmung oder der Divergenz befinden. Fallen die beiden Ebenen auseinander, dann ist dies meist für das fühlende Individuum der Startpunkt für Versuche der Emotionsarbeit: Eine Stewardess, die sich über die Anmache eines Passagiers ärgert (Sozialstruktur: Die Stewardess erhält nicht die Anerkennung und den Respekt (Status), den sie glaubt verdient zu haben und rechnet dies dem Passagier als Verursacher zu), gleichzeitig aber die von der Fluggesellschaft definierte Gefühlsregel, zu allen Passagieren freundlich und zuvorkommend zu sein, beherzigt, versucht über ein Emotionsmanagement beide Ebenen miteinander in Einklang zu bringen.

Mit dem Begriff der Gefühlsregeln bringen die symbolisch-interaktionistischen Arbeiten zu einer Emotionssoziologie die Dimension der Deutungssysteme in die Diskussion ein, was sich als Ergänzung und nicht als Alternative zu einer sozialstrukturellen Emotionssoziologie verstehen läßt. Der Begriff der Gefühlsregeln bleibt aber meist der Mikroebene von Interaktionen verhaftet, ohne den Sprung hin zu kollektiven Vorgaben und Sinnzusammenhängen zu wagen.

<sup>8</sup> Bezieht sich die Ebene der Sozialstruktur allein auf Entstehungsbedingungen von Gefühlen, so umfaßt der Begriff der Gefühlsregel und der der Emotionskultur sowohl den Bereich der Definition von Gefühlen als auch die Art und Weise der Darstellung und des Ausdrucks von Emotionen. Der im folgenden vernachlässigte Bereich der Ausdrucksregeln von Emotionen ist in Ansätzen in den Arbeiten von Erving Goffman ausgearbeitet (vgl. z. B. Goffman 1975). Die Goffmanschen Analysen enthalten eine Fülle an Beispielen für die vielen kleinen Regeln der Präsentation des besten emotionalen Selbst.

<sup>9</sup> Auf zwei empirische Studien, die den Begriff der Gefühlsregeln konkretisieren, sei hier hingewiesen. Luis Zurcher (1985) hat das Regelwerk von aufeinanderfolgenden Mikrosituationen rekonstruiert, die von einer Fußballmannschaft vor, während und nach einem entscheidenden Spiel durchlaufen wird, und die mit den einzelnen Situationen verbundenen Emotionserwartungen herausgearbeitet. Arlie Hochschild (1983) hat in ihrer Studie über Emotionsarbeit von Stewardessen die diese anleitenden Gefühlsregeln herausgearbeitet.

Allein, mit dem Begriff der Gefühlsregel ist ein Anschluß an die Kulturdimension zumindest begrifflich vorbereitet. Ich möchte den symbolisch-interaktionistisch verwendeten Begriff der Gefühlsregel in ein allgemeineres Konzept der kulturellen Deutungsschemata von Emotionen integrieren, Gefühlsregeln bilden gleichsam die mikrosoziale Teilmenge des allgemeineren Begriffs der Emotionskultur.

Kultur als Gegenbegriff zu Sozialstruktur meint ein System kollektiver Sinnkonstruktionen, meint die Schemata der Weltinterpretation, mit denen Menschen Wirklichkeit definieren, indem sie definieren, was gut und was schlecht, was richtig und was falsch und was schön und was häßlich ist. In dieser Bedeutung soll der Kulturbegriff hier verwendet werden (vgl. Lipp und Tenbruck 1979; Neidhardt 1986).

Kultur der Emotionen meint dann, die von den Menschen einer Gesellschaft oder Teilgesellschaft gemeinsam geteilten Deutungen von Emotionen, wodurch Emotionen gerade erst, im Zusammenspiel mit anderen Faktoren, konstituiert werden. Der Zugriff des Kulturellen auf das Emotionale läßt sich an drei Stellen verorten:

1. Kultur wirkt unmittelbar, durch kulturelle Gebote des richtigen und angemessenen Fühlens und des angemessenen Ausdrucks der Gefühle auf die Entstehung von Emotionen ein. Hier ist der vom Interaktionismus entwickelte Begriff der Gefühlsregeln zu verorten. Gemeint sind also die bereits beschriebenen emotionalen Codierungen, die oft von Situation zu Situation variieren und in verschiedenen Gesellschaften, Schichten und Subkulturen unterschiedlich sind.

2. Kulturelle Deutungen leiten die Interpretation von Sozialstrukturen an und wirken auf diese Weise mittelbar auf die Entstehung von Emotionen. Drei verschiedene Anknüpfungspunkte zwischen Sozialstruktur und Kultur (immer bezogen auf das Thema Emotionen) lassen sich unterscheiden.

a) Wir hatten gesehen, daß die Entstehung unterschiedlicher Emotionen davon abhängt, ob Akteure ihre eigene und die Macht- und Statusposition ihres Gegenüber als adäquat, insuffizient oder exzessiv interpretieren. Kultur wirkt nun in der Weise auf Sozialstruktur ein, daß sie Deutungen für das Maß an Macht- und Statusgebrauch festlegt, die darüber mitentscheiden, was als adäquat, was als insuffizient oder exzessiv zu gelten hat und damit den Maßstab einer ‚distributive justice‘ bestimmen.

So mag der Machtgebrauch des Feudalherren gegenüber seinen Bauern kulturell – und das heißt durch die Tatsache, daß der Feudalherr der weltliche Vertreter Gottes, und damit religiös legitimiert war – als adäquat definiert sein, eine Beziehungskonstellation, die heute vielleicht als exzessiver Machtgebrauch kulturell codiert und dann auch interpretiert würde. Die neuzeitliche politische Kultur in Europa mit dem Prinzip des Schutzes des Einzelnen vor dem Zugriff der Obrigkeit interpretiert die Dimensionen insuffizienter und exzessiver Machtgebrauch anders. Der Machtgebrauch des Staates ist grundsätzlich an die Legitimation durch die Bürger des Staates gebunden. Mit der unterschiedlichen Codierung des Maßes an Macht, das als exzessiv interpretiert wird, sind entsprechend unterschiedliche emotionale Outputs verbunden.

b) Eine zweite Art und Weise, wie Kultur auf die Interpretation von Sozialstruktur und damit auf die Entstehung unterschiedlicher Emotionen einwirkt, muß und kann unterschieden werden. Wir hatten gesehen, daß es einen Unterschied macht, ob sich Akteure Macht- und Statuskonstellationen als selbstverschuldet zurechnen, oder dem Gegenüber die Verantwortung attribuieren. Wie diese Frage empirisch entschieden wird, hängt u. a. von der kulturellen Codierung dieses Problems ab (vgl. dazu auch Schütz und Luckmann 1984: 16). Entsprechend unterschiedlich sind die resultierenden emotionalen Befindlichkeiten. Auch dafür ein Beispiel: Die nordamerikanische Kultur codiert soziale Verhältnisse in stärkerem Maße als von den jeweiligen Akteuren selbst verursacht, als dies die europäische Gesellschaft tut. Das, was in der europäischen Kultur vielleicht als exzessiver Machtgebrauch codiert wird, wobei man dem Machtstärkeren die Verantwortung für das Machtgefälle attribuiert, mag in der amerikanischen Kultur auch als exzessiver Machtgebrauch interpretiert werden, die Schuld wird aber eher dem Machtunterlegenen zugesprochen. In beiden Fällen entstehen, wie wir wissen, unterschiedliche Emotionen.

c) Eine dritte Möglichkeit des Zugriffs der Kultur auf die Interpretation der Sozialstruktur kann unterschieden werden. Handlungen und Verhaltensweisen, die Macht- und Statushandlungen bedeuten, können in unterschiedlichen Kulturen verschieden sein. Unterschiedliche konkrete Handlungen können dasselbe bedeuten ebenso wie gleiche Handlungen verschiedenes bedeuten können. Ähnliches gilt für geronnene Bedeutungen in Form von Strukturen. Verschiedene soziale Positionen sind in unterschiedlichen Kulturen mit unterschiedlichen Macht- und Statusressourcen ausgestattet. Entsprechend unterschiedlich sind die emotionalen Ergebnisse, die aus diesen Positionen resultieren.

Rekapitulieren wir an dieser Stelle kurz den Gang der Argumentation. Gefragt war nach dem kulturellen Einfluß auf das Emotionale (wobei die Kulturdimension wieder rückbezogen wurde auf die Dimensionen Sozialstruktur, Persönlichkeit und Organismus). Wir hatten bis jetzt zwei Möglichkeiten des Einflusses von Kultur auf die Konstitution von Emotionen unterschieden: den unmittelbaren Einfluß vermittelt Gefühlsregeln, die Emotionen erst definieren, und den mittelbaren Einfluß durch eine kulturelle Codierung von Sozialstruktur. Der Bereich der kulturellen Codierung der Sozialstruktur läßt sich wieder in drei Einflußsphären untergliedern, die jeweils Emotionen mitkonstituieren.

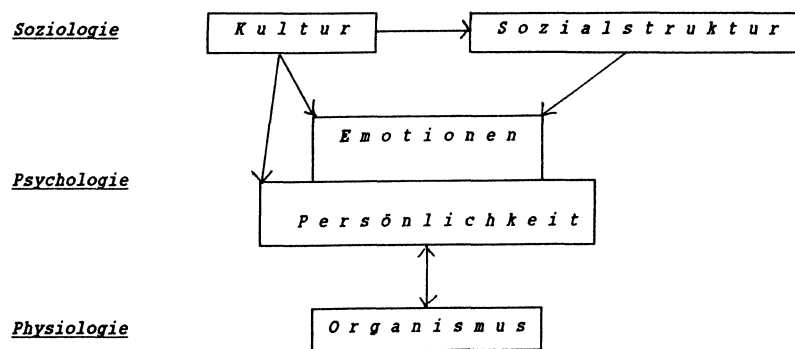
3. Kultur hat aber noch auf einem dritten Wege Zugriff auf den Bereich der Emotionen: durch eine kulturelle Definition von Persönlichkeitsentwürfen. Nun ist es ja so, daß Emotionen per definitionem im Persönlichkeitssystem lokalisiert sind, so daß Kultur auf den eben beschriebenen Wegen einen Einfluß auf das Persönlichkeitssystem hat. In diesem Fall sind aber jeweils Codierungen von verschiedenen Emotionen für unterschiedliche Situationen gemeint. Davon kann man analytisch die kulturellen Vorstellungen und Definitionen von Persönlichkeitsstrukturen und eines emotionalen Selbst unterscheiden.

Auch Identitätskonzepte sind sozial konstruierte Konzepte. „Unter dem Selbstbildnis verstehen wir Vorstellungen und Gefühle, die ein Mensch im Laufe seines Lebens über sich als physisches, soziales und moralisches Wesen, über seine persönlichen Fähigkeiten und Zielvorstellungen und über seine Stellung in der Gesellschaft entwickelt hat“ (Badura 1986: 29). Zu diesen Vorstellungen gehören auch Annahmen über das emotionale Selbst, über die Gefühlsidentität. Man deutet sich selbst

als eher gefühlskontrollierte Persönlichkeit, oder als eifersüchtigen Liebhaber, als aufbrausenden „Wüterich“ oder als coolen Typus, den nichts aus der Ruhe bringt (vgl. Gordon 1984). Solche Selbstentwürfe, entstanden aus der Selbstbeobachtung der eigenen Emotionalität, sich selbst dabei immer auch mit den Augen der anderen sehend, sind zugleich kulturell codierte Identitätsentwürfe. Sie variieren je nach Geschlecht, Schicht, Milieu und Gesellschaft. Der von Norbert Elias beschriebene Typus des affektkontrollierten Zivilisationsmenschen gehört hier konzeptionell ebenso hin wie die neuere Diskussion um ein neues Identitätskonzept, das Ralph H. Turner (1976) „impulsive self“ genannt hat. Ohne hier in inhaltliche Details gehen zu können, sollten hier nur die möglichen Wirkungsweisen des Kulturellen auf das Emotionale und speziell auf Formen des emotionalen Selbst skizziert werden.

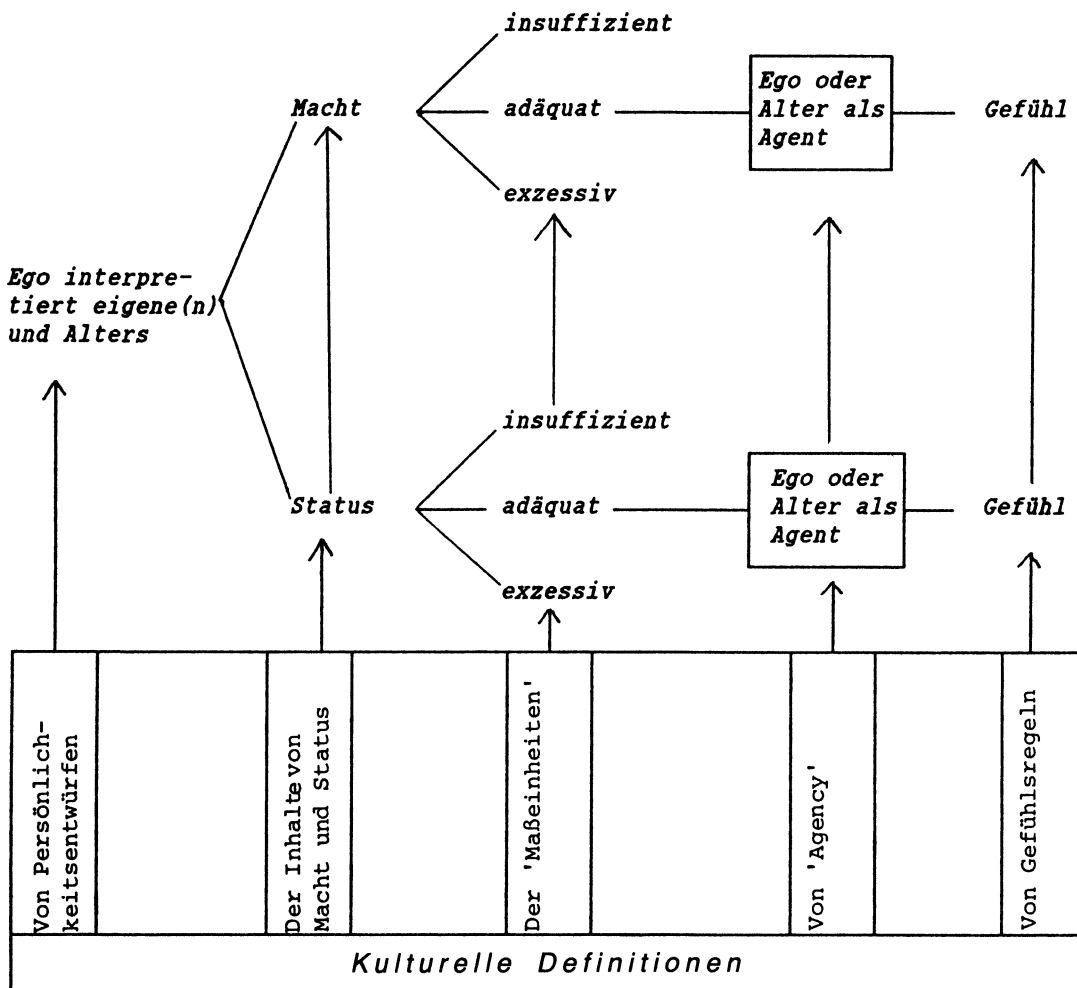
Resümiert man die Diskussion um die Kulturdimension, so sieht man, daß Kultur der Sinnzusammenhang ist, der auf vielfältigste Art und Weise Einfluß auf die Entstehung von Emotionen nimmt. Kultur prägt das Fühlen zum einen direkt via Gefühlsregeln, zum zweiten durch Codierung von Sozialstruktur und zum dritten durch kulturelle Definitionen von Identität. Insofern läßt sich Kultur als der umfassendste soziale Sinnzusammenhang bezeichnen.

Mit der Diskussion des kulturellen Einflusses auf das Emotionale sind nun alle Bausteine des Modells einer Soziologie der Emotionen beschrieben. Emotionen kann man definieren als das Ergebnis des Zusammenspiels der vier Ebenen Organismus, Persönlichkeit, Sozialstruktur und Kultur. Die Verwobenheit der Ebenen ineinander und deren Wirksamkeit auf das Emotionale läßt sich durch folgendes Schema darstellen:



Schema 2 Wechselwirkungen zwischen den Ebenen, die Emotionen produzieren.

Im Fokus soziologischer Analyse stehen die Ebenen Sozialstruktur und Kultur. Deren Wechselwirkungen lassen sich noch einmal separat und differenzierter in einem Schema darstellen:



**Schema 3** Sozialstruktur, Kultur und Emotionen.

Das Modell einer Soziologie der Emotionen ist in einem eher induktiven Verfahren aus einer Kritik und Verwertung schon vorliegender Ansätze entwickelt worden. Es läßt sich zugleich in einen weiteren Theorierahmen integrieren, zu Teilen auch auf umgekehrtem Wege von dort deduzieren. Anschlüsse ergeben sich zur soziologischen Systemtheorie, aber auch zu der Begrifflichkeit Alfred Schütz<sup>10</sup>. Begrifflich knüpfen die hier getroffenen Unterscheidungen an die Arbeiten von Parsons an. Talcott Parsons unterscheidet bekanntlich

zwischen vier Handlungssystemen, die das Verhalten steuern: das ‚behavioral‘ System, das psychische System, das Sozialsystem und das kulturelle System (Parsons 1959; 1976). Aber auch zur Luhmannschen Systemtheorie ergeben sich Parallelen. Auch wenn Luhmann explizit keine Typologie unterschiedlicher Systeme entwickelt, die man zur Analyse von Emotionen zu Hilfe ziehen könnte, so liegt seinen Arbeiten doch implizit eine Vorstellung der Unterscheidung von vier Ebenen zugrunde, die sich an die parsonianische Typologie an-

lehnt. Luhmanns Differenzierung zwischen symbiotischen Mechanismen (vgl. Luhmann 1981), psychischen Systemen (vgl. Luhmann 1984, Kap. 7), Sozialsystemen (Interaktion, Organisation, Gesellschaft) (vgl. Luhmann 1975) und Semantik (vgl. Luhmann 1980) läßt sich durchaus mit dem hier entwickelten Konzept in Verbindung bringen. Eine unerwartete Ähnlichkeit ergibt sich zwischen der hier vorgeschlagenen Ebenendifferenzierung und der soziologischen Begrifflichkeit von Alfred Schütz. Schütz unterscheidet zwischen der Leiblichkeit als der nicht-sinnhaften Basis alles Sozialen und zwischen den Sinnstufen objektiver Sinn, okkasioneller Sinn und subjektiver Sinn (Schütz 1974: 42ff.; vgl. auch Hitzler 1986). Interaktion wird nach Schütz ermöglicht durch die Vermittlung von Zeichen. Diese weisen eine dreifache Sinn-schicht auf: 1. Sie besitzen einen objektiven Sinn, was bedeutet, daß ein Zeichen einem Bezeichneten einsinnig zuordenbar ist und diese Bedeutung von den Akteuren intersubjektiv geteilt wird. Objektiver Sinn meint den von einer Gemeinschaft geteilten Sinn, der situationstranszendierend festgelegt ist und von den Akteuren geteilt wird. Eine solche Begriffsfassung deckt sich mit dem hier verwendeten Begriff der Kultur. 2. Zeichen besitzen darüber hinaus einen okkasionellen Sinn, der den Bedeutungsteil von Zeichen umfaßt, der sich auf den kontextabhängigen Sinn bezieht, gleichsam die situative Bedeutung umschließt. Diese Definition weist Parallelen mit dem hier verwandten Begriff der Sozialstruktur auf. 3. Die subjektive Sinnschicht bezeichnet das Sur- Plus an Sinnstiftung, das über die ersten beiden hinausgeht und sich aus der Verfaßtheit der Subjekte ergibt. In dem hier entwickelten Modell einer Soziologie der Emotionen hatten wir solche idiosynkratischen Elemente dem Persönlichkeitssystem zugerechnet. Die theoretische Konzeptionierung Schütz' ähnelt also dem hier vorgeschlagenen Modell<sup>11</sup>.

Aus all diesen unterschiedlichen Theorieversuchen lassen sich einige Thesen über das Verhältnis der Ebenen Organismus, Persönlichkeit, Sozialsystem und Kultur zueinander ableiten:

1. Die vier Subsysteme sind Aspekte ein und desselben Phänomens: erst das Zusammenspiel der vier Ebenen miteinander konstituiert Emotionen.
2. Jede der vier Systemebenen zeichnet sich durch eine spezifische Struktur und Rationalität aus; der Organismus bildet die nicht sinnhaft strukturierte, physiologische Basis der Erregung. Persönlichkeit besteht aus individuell erlernten und verinnerlichten Komponenten, aus idiosynkratischen, abgelagerten Sinnmustern, das Sozialsystem ist das Feld der wechselseitigen Kommunikation, die immer schon auf der Basis von Strukturen (als Ergebnis vorangegangener Kommunikationen) stattfindet, Kultur meint die normativen Deutungssysteme der Welt: speziell der Emotionsinterpretation.
3. Keine der Systemebenen läßt sich auf eine andere reduzieren, jede bildet für die jeweils andere spezifische Umwelten aus, die die Kontingenzspielräume verengen, aber nicht in Form eines point-to-point die jeweils anderen Systemebenen bestimmen. Erst im Zusammenspiel entstehen Emotionen.
4. Die vier Subsysteme konstituieren nicht an sich schon Emotionen, sondern erst durch die Konstruktionsleistungen und Interpretation der vier Ebenen durch die handelnden Subjekte.
5. Auf der Theorieebene ermöglicht die Fassung von Emotionen als Zusammenspiel der vier Subsysteme zugleich eine Zuordnung der wissenschaftlichen Disziplinen Physiologie, Psychologie und Soziologie.

Die theoretische Entwicklung und Vorstellung eines integrierten Modells einer Soziologie der Ent-

<sup>10</sup> Sucht man innerhalb der Vielzahl psychologischer Literatur zum Thema Emotionen nach einem integrierten Modell der Emotionen, so wird man am ehesten fündig bei James R. Averill (1980) und Gary E. Schwartz (1982). Beide Ansätze weisen Ähnlichkeiten mit dem hier vorgestellten Modell auf.

<sup>11</sup> Allerdings scheint mir, daß Schütz und die nachfolgenden Exegeten das in der Differenzierung liegende Potential eher verschüttet als genutzt haben. Die konstruktivistische Perspektive hat sich zunehmend auf die Ausarbeitung und die immer wiederholte Beteuerung der Bedeutung der subjektiven Sinnstiftung alles Sozialen bei gleichzeitiger Ausblendung der objektiven und okkasionellen Dimension konzentriert. Dies kommt einer Disqualifizierung der Soziologie gleich, wenn man sie als Wissenschaft sozialer Wirklichkeit definiert. In deren Fokus stehen die Ebenen objektiver und okkasioneller Sinn bzw. Sozialstruktur und Kultur, wobei die Dimensionen des subjektiven Sinns und die Bedeutung der Leiblichkeit als Umweltbedingungen aufgegriffen werden, selbst aber nicht im Analysefokus stehen.

stehung von Emotionen ist damit abgeschlossen<sup>12</sup>. Es war der Versuch, nach einem Durchgang durch die Literatur eine Synthese der verschiedenen Ansätze zu bilden, in Richtung auf die Entwicklung eines komplexen Modells einer Soziologie der Emotionen, das zukünftige Forschungen anzuleiten und zu integrieren vermag, um damit das Auseinandertriften der verschiedenen Ansätze und Schulen zu überwinden. Allerdings bleiben die Ausführungen, da sie fast ohne Beispiele und ohne ‚Kontakt‘ zum Faktischen formuliert sind, in gewisser Weise blutleer.

### 3. Bewertung und Kritik

Zu Beginn dieser Ausführungen hatte ich Standards für eine gute Theorie formuliert, auf die ich am Ende nach der Vorstellung eines Modells der Entstehung von Emotionen zurückkommen möchte. Bemißt man den hier entwickelten Entwurf mit den formulierten Kriterien, so sieht man, daß er diesen nur zum Teil genügt. Die erste Forderung an eine Theorie (im Sinne eines Modells sozialer Wirklichkeit), Generalisierung und Spezifizierung zugleich zu ermöglichen, wird nach meiner Einschätzung recht gut erfüllt: Zum einen wird eine Integration verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen erreicht, indem die Bedeutung des Zusammenspiels von Organismus, Psyche und Soziales konzeptionell eingefangen wird, zugleich aber die Aussagekraft jeder einzelnen Disziplin durch die andere limitiert wird. Zum zweiten gelingt mit der Differenzierung der Sozialdimension in die Bereiche Sozialstruktur und Kultur eine Integration verschiedener emotionssoziologischer Ansätze. Auch hier führt die Aufhebung austauschtheoretischer und symbolisch-interaktionistischer Überlegungen in einen größeren Theoriezusammenhang zur Integration und wechselseitigen Limitierung der Ansätze. Dabei werden die beiden Konzepte nicht

einfach aneinandergereiht, sondern miteinander verzahnt: die Einflußstellen von Kultur auf Sozialstruktur bei der Entstehung von Emotionen können markiert werden.

Problematischer scheint mir die Güte des Modells bezüglich des zweiten formierten Standards einer guten Theorie zu sein, die Formulierung und Plausibilisierung von Hypothesen. Wenn Emotionen durch das Nadelöhr der Bedeutungsstiftungen der handelnden Akteure laufen und erst im Zusammenspiel von vier Subsystemen entstehen, dann sind monokausale Annahmen über die Wirksamkeit eines Parameters für die Entstehung von Emotionen ausgeschlossen. Bedenkt man, daß jede der Systemebene eine eigene Rationalität besitzt, so sind Wirkungsketten schwer zu rekonstruieren und fast unmöglich zu prognostizieren. Vorsicht ist hier also geboten. Die in Anlehnung an den Kritischen Rationalismus formulierte Forderung an eine gute Theorie wird gleichsam systemtheoretisch gebrochen (vgl. Uta Gerhardt (1985), die für die Erklärung von Krankheit und Streß ähnlich argumentiert). Die Tatsache, daß Emotionen erst im Zusammenspiel der vier Systeme miteinander entstehen, läßt ein direktes ‚Durchschlagen‘ einer Ebene auf die anderen als unwahrscheinlich erscheinen – einfache Reaktionsketten sind nicht zu erwarten.

Bemißt man die einzelnen Ebenen separat an den formulierten Standards – und da wir uns hier im soziologischen Diskurs befinden, sollen nur die Ebenen Sozialstruktur und Kultur Berücksichtigung finden –, so ergibt sich ein etwas modifiziertes Bild. Für den Bereich der Sozialstruktur lassen sich im Anschluß an die Kempersche Theorie Hypothesen formulieren: unterschiedliche Emotionen können als ursächlich aus verschiedenen sozialen Bedingungsfaktoren entstanden erklärt werden, wodurch sich eine genuin soziologische Typologie von Emotionen entwickeln läßt.

Für den Bereich der kulturellen Definition von Emotionen fällt das Urteil ambivalent aus. Lassen sich für den Bereich der kulturellen Definition von Sozialstruktur begründete ‚Wenn-/dann-Aussagen‘ formulieren, so gilt dies nicht für den Bereich der Gefühlsregeln und den der kulturellen Codierung emotionaler Identität. Die kulturelle Definition der Zurechenbarkeit von Sozialverhältnissen, aber auch die Definition der ‚Maßeinheiten‘ exzessiv, adäquat und insuffizient läßt sich in Form von Hypothesen formulieren (Wenn eine Kultur soziale Machtverhältnisse als von den Akteuren selbst verschuldet interpretiert, dann entstehen andere Emotionen, als wenn sie Sozialverhältnisse als

<sup>12</sup> Das hier entwickelte Modell der Entstehung von Emotionen läßt sich auch zur Beschreibung und Analyse verschiedener Formen der Emotionsarbeit verwenden. Theoretisch können sich Spannungen und Konfliktlagen zwischen allen vier Ebenen ergeben, was dann den Impuls zur Emotionsarbeit erzeugt. Emotionsarbeit kann kognitiv durch Umdeutungsprozesse erfolgen oder handelnd durch Änderung von emotionserzeugenden Parametern und sich auf alle vier Ebenen beziehen (vgl. Gerhards 1988, wo eine Typologie der Emotionsarbeit entwickelt wird und durch Beispiele aus der medizinsoziologischen Copingforschung illustriert wird).

durch das Gegenüber verursacht interpretiert). Für den Bereich der Gefühlsregeln und den der kulturellen Definition von Identität lassen sich solche Aussagen nicht formulieren. Hier stehen augenblicklich rein deskriptive Aussagen zur Verfügung, die besagen, daß Gefühlsregeln Emotionen mitkonstituieren, nicht aber wie und nach welcher Systematik dies geschieht. Insofern bleibt das Modell in diesen Punkten inhaltsleer, es erfährt erst eine Konkretisierung in der Analyse konkreter Situationen und der dort geltenden Emotionserwartungen.

Letztendlich aber läßt sich das hier entwickelte Modell erst in einer Konfrontation mit sozialer Wirklichkeit überprüfen. Dabei sind die Anwendungsfelder vielseitig, weil Emotionen in allen sozialen Sinnzusammenhängen von Bedeutung sind und entsprechend quer zu der Einteilung der Soziologie in verschiedenen Bindestrichsoziologien liegen. Sie reichen von Fragen der sozialen Bedingungen der Krankheitsentstehung und Krankheitsbewältigung, von familiensoziologischen Analysen bis hin zu Fragen der subjektiven Wohlfahrt.

## Literatur

- Averill, J. R., 1980: A Constructionist View of Emotion. In: R. Plutchik/H. Kellermann (Hrsg.), *Emotion: Theory, Research and Experience*, Bd. 1. New York.
- Badura, B., 1986: Krankheitsbewältigung als psychosozialer Prozeß. Mskr. Oldenburg.
- Badura, B. u. a., Herzinfarkt-rehabilitation und soziale Unterstützung. Erste Ergebnisse der Oldenburger Longitudinalstudie. S. 191-235 in: Ch. v. Ferber/B. Badura (Hrsg.), *Patientenaktivierung und Gesundheitsselbsthilfe*. München: Oldenbourg.
- Blumer, H., 1973: Der Methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. S. 80-146 in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.), *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Bd. 1. Reinbek, Rowohlt.
- Clanton, G., 1984: *The Social Construction of Emotions*. San Diego. Manuskript.
- Collins, R., 1981: The Microfoundations of Macrosociology. *American Journal of Sociology* 86: 984-1015.
- Dunkel, W., 1988: Wenn Gefühle zum Arbeitsgegenstand werden – Gefühlsarbeit im Rahmen personenbezogener Dienstleistungen. *Soziale Welt* 1.
- Durkheim, E., 1972 (1897): *Der Selbstmord*. Neuwied: Luchterhand.
- Durkheim, E., 1976: Die Regeln der soziologischen Methode, hrsg. und eingeleitet von R. König. Neuwied: Luchterhand.
- Emerson, R. M., 1962: Power-Dependence Relations. *American Journal of Sociology* 27: 31-41.
- Gerhards, J., 1986: Georg Simmel's Contribution to a Theory of Emotions. *Social Science Information* 25, 4: 901-924.
- Gerhards, J., 1986a: Soziologie der Emotionen. Ein Literaturbericht. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 38: 760-771.
- Gerhards, J., 1988: Soziologie der Emotionen. Fragestellungen, Systematik und Perspektiven. München: Juventa.
- Gerhards, J., 1988a: Affektuelles Handeln – Der Stellenwert von Emotionen in der Soziologie Max Webers. In: J. Weiß (Hrsg.), *Max Weber heute. Erträge der Forschung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Gerhards, J., 1988b: Emotionsarbeit. Zur Kommerzialisierung von Gefühlen. *Soziale Welt* 1.
- Gerhards, J., 1988c: Emile Durkheim – Die Seele als soziales Phänomen. In: G. Jüttemann (Hrsg.), *Wegbereiter der Historischen Psychologie*. München: Psychologische Verlags Union.
- Gerhardt, U. E., 1985: Stress and Stigma Explanations of Illness. In: U. E. Gerhardt, M. E. Wadsworth (Hrsg.), *Stress und Stigma*. Frankfurt u. a.: Campus.
- Goffman, E., 1975: Verlegenheit und soziale Organisation. S. 106-123 in: E. Goffman, *Interaktionsrituale: Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Gordon, S. L., 1984: *The Self in Emotion Interpretation*. Unveröff. Mskr. Los Angeles.
- Granovetter, M., 1974: *Getting a Job. A Study of Contacts and Careers*. Harvard.
- Gukenbiehl, H. L., 1980: Bezugsgruppen. S. 83-103 in: B. Schäfers (Hrsg.), *Einführung in die Gruppensoziologie*. Heidelberg: UTB.
- Hitzler, R., 1987: Mundane Reflexivität. Zur Verständigung mit und über Alfred Schütz. *Sociologica Internationalis*, 25, 2: 143-161.
- Hochschild, A. R., 1979: Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. *American Journal of Sociology* 84: 551-575.
- Hochschild, A. R., 1983: *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Berkeley u. a.: Cal. University Press.
- Kemper, T. D., 1978: *A Social Interactional Theory of Emotions*. New York: Wiley.
- Kemper, T. D., 1978a: Toward a Sociology of Emotions: Some Problems and Some Solutions. *The American Sociologist* 13: 30-41.
- Kemper, T. D., 1980: Sociology, Physiology, and Emotions: Comment on Shott. *American Journal of Sociology* 85: 1418-1423.
- Kemper, T. D., 1981: Social Constructionist and Positivist Approaches to the Sociology of Emotions. *American Journal of Sociology* 87: 336-362.
- Kemper, T. D., 1984: Power, Status, and Emotions: A Sociological Contribution to a Psychophysiological Domain. S. 369-383 in: K. Scherer/P. Ekman (Hrsg.), *Approaches to Emotion*. Hillsdale.
- Lazarus, R. S., 1982: Stress and Coping as Factors in Health and Illness. S. 163-198 in: J. Cohen (Hrsg.), *Psychosocial Aspects of Cancer*. New York.

- Lipp, W./Tenbruck, F. H., 1979: Zum Neubeginn der Kulturosoziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 31: 393–398.
- Luhmann, N., 1975: Interaktion, Organisation, Gesellschaft. S. 9–20 in: N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung 2*. Opladen: Westdeutscher.
- Luhmann, N., 1980: Gesellschaftsstruktur und Semantik. *Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft* Bd. 1. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1981: Symbiotische Mechanismen. S. 228–244 in: N. Luhmann, *Soziologische Aufklärung 3*. Opladen: Westdeutscher.
- Neidhardt, F., 1986: Kultur und Gesellschaft. Einige Anmerkungen zum Sonderheft. S. 10–19 in: F. Neidhardt u. a. (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft*. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 27. Opladen: Westdeutscher.
- Parsons, T., 1976: Der Begriff der Gesellschaft: seine Elemente und ihre Verknüpfungen. S. 121–160 in: T. Parsons, *Zur Theorie sozialer Systeme*, herausgegeben von S. Jensen. Opladen: Westdeutscher.
- Parsons, T., 1959: An Approach to Psychological Theory in Terms of the Theory of Action. S. 612–712 in: S. Koch (Hrsg.), *Psychology: A Study of Science*, Bd. 3, *Formulations of the Person and the Social Context*. New York: McGraw Hill.
- Pennebaker, J. W., 1980: Self-Perception of Emotion and Internal Sensation. S. 80–101 in: D. M. Wegner/R. R. Vallacher (Hrsg.), *The Self in Social Psychology*. New York.
- Reisenzein, R., 1983: The Schachter Theory of Emotion: Two Decades later. *Psychological Bulletin* 93: 239–264
- Salloway, J. C./Dillon, P. B., 1973: A Comparison of Family Networks and Friend Networks in Health Care Utilization. *The Journal of Comparative Family Studies* IV, 1: 131–142
- Schachter, S./Singer, J., 1962: Cognitive, Social, and Physiological Determinants of Emotional State. *Psychological Review* 69: 379–399.
- Schimank, U., 1985: Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus. Zum Entsprechungsverhältnis von Gesellschafts- und Identitätsform. *Soziale Welt* 4: 447–465.
- Schütz, A., 1974: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Schütz, A./Luckmann, T., 1984: *Strukturen der Lebenswelt*, Bd. 2. Frankfurt, Suhrkamp.
- Schwartz, G. E., 1982: Psychophysiological Patterning and Emotion from a Systems Perspective. *Social Science Information* 21, 6: 781–817.
- Shott, S., 1979: Emotion and Social Life; A Symbolic Interactional Analysis. *American Journal of Sociology* 84: 1317–1334.
- Shot, S., 1980: Reply to Kemper. *American Journal of Sociology* 85, 6: 1423–1426.
- Simmel, G., 1983: Zur Psychologie der Scham. S. 140–150 in: G. Simmel, *Schriften zur Soziologie*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Thoits, P., 1985: Self-Labeling Processes in Mental Illness: The Role of Emotional Deviance. *American Journal of Sociology* 91: 221–249.
- Turner, R. H., *The True Self: From Institution to Impulse*. *American Journal of Sociology* 81: 986–1007.
- Valins, S., 1966: Cognitive Effects of False Heart Rate Feedback. *Journal of Personality and Social Psychology* 4: 400–408.
- Voigt, K.-H./Fehm, H. L., 1983: Hormone and Emotionen. S. 124–131 in: H. A. Euler/H. Mandl (Hrsg.), *Emotionspsychologie*. München u. a.: Urban u. Schwarzenberg.
- Weiner, B., 1982: The Emotional Consequences of Causal Ascription. S. 185–209 in: M. S. Clark/S. t. Fiske (Hrsg.), *Affect and Cognition*. Hillsdale, N. J.: Lawrence Erlbaum.
- Zurcher, L. A., 1982: The Staging of Emotion: A Dramaturgical Analysis. *Symbolic Interaction* 5: 1–22.